

Die neuen Bachelor- und Masterstudiengänge führen aus pragmatischen Gründen vielfach zur Fusion unterschiedlicher Fächer, vor allem der kleineren. Größere Fächer hingegen haben jenseits der curricularen Standards neu über Begriffe wie Kanon, Methodik und Theorie nachzudenken. Diese Neuorganisation der akademischen Landschaft, die im besten Falle die wissenschaftliche Reflexion herausfordert, wirft auch die Frage auf, ob die in Deutschland relativ jungen kulturwissenschaftlichen Ansätze zu vernachlässigen seien oder aber zum verbindlichen Lehrstoff der neuen Studiengänge gehören sollten. Das für die Germanistik entwickelte Kerncurriculum zum Beispiel, das in diesem Zusammenhang aufschlussreich ist, sieht zum einen traditionelle gattungsbezogene Methoden der Textanalyse vor, zudem Literaturgeschichte, Edition etc., zum anderen Literatur- und Kulturtheorie, genauer: Intermedialität, Interkulturalität und Intertextualität. Darüber hinaus nennen die Wahlmodule Medien/Kultur/Wissen Schwerpunkte wie Fach- und Wissenschaftsgeschichte, Text-Bild-Beziehungen und kulturelles Leben der Gegenwart; Aspekte, die ganz offensichtlich über eine traditionelle Literaturwissenschaft hinausgehen.¹

Die neuen Studiengänge bieten also die Chance, den immer noch stiefmütterlichen Umgang mit Theorie und Methodik in den Philologien zu überdenken und sich entschlossen an den *Cultural Studies* sowie den kulturwissenschaftlichen Positionen zu orientieren,² die ihrerseits an die soziologischen wie philosophischen Überlegungen der vorletzten Jahrhundertwende anschließen oder an Konzepte von Michel Foucault, Julia Kristeva, Pierre Bourdieu und anderen französischen Denkern. Über die Einführung der neuen Studiengänge könnte mithin sichergestellt werden, dass Theorie und Methodik feste Bestandteile der philologischen Ausbildung werden, was bislang keineswegs selbstverständlich war. Zudem bieten die zahlreichen kulturwissenschaftlichen Modelle ein flexibles Instrumentarium, um die interdisziplinäre, aber auch die disziplinäre Forschung zu präzisieren und methodisch überlegt auf die «Zwangsverbindungen» von Fächern zu reagieren.

Im Folgenden sollen einige Debatten, die der *cultural turn* in Deutschland ausgelöst hat, rekonstruiert werden, um die Möglichkeiten und Grenzen einer kulturwissenschaftlich orientierten Literaturwissenschaft in einem in Zukunft auch inhaltlich veränderten Fach zu überdenken.

Interdisziplinarität und Disziplinarität

Als besondere Leistung der Kulturwissenschaften und der *Cultural Studies*, die auch in Deutschland zunehmend rezipiert werden, gilt gemeinhin die Interdisziplinarität.³ Die Arbeiten, die beispielsweise am Birmingham Centre for Contem-

porary Cultural Studies (CCCS) entstehen, konzentrieren sich auf die zeitgenössische (Arbeiter-)Kultur und sind meist interdisziplinär angelegt, indem sie soziologische, historische und literarische Perspektiven verbinden. Denn kulturelle Verhandlungen, die Austauschbewegungen und Hybridisierungsprozesse in einer Kultur auslösen, sind ein komplexes Phänomen, das disziplinäre Grenzen überschreitet. Entsprechend wurden die Verfahren der *Cultural Studies* in der deutschen Geschichtswissenschaft, der Medien- und Kommunikationswissenschaft, der Soziologie, der Musikwissenschaft, den verschiedenen Sprach- und Literaturwissenschaften, der Kulturwissenschaft, der Pädagogik, der Ökonomie und der Sportwissenschaft aufgegriffen.⁴ Ansätze wie sie den *Gender* und *Postcolonial Studies* zugrunde liegen, verlangen ebenfalls einen interdisziplinären Zugriff, wie er in Deutschland jedoch auf Widerstand trifft, da Interdisziplinarität zuweilen als Gefährdung der Wissenschaftlichkeit gilt. Dies trifft auch auf die Literaturwissenschaften zu, weil der kulturwissenschaftliche Fokus, der die literarischen Texte kontextualisiert, mit außerliterarischen Feldern wie Medizin, Ökonomie, Recht etc. vernetzt, eine Deprivilegierung des Literarischen bedeutet.⁵ Auch nichtliterarische Texte gelten, wie der *New Historicism* betont,⁶ als Texte, werden als narrative, rhetorisch organisierte Konstrukte wahrgenommen, so dass der Sonderstatus der Literatur gefährdet scheint und die Gefahr eines Dilettantismus droht.

Die Kulturwissenschaft vermag jedoch, gerade weil sie die traditionellen Disziplinen an ihre Grenzen bringt, als Reflexionsmedium der Wissenschaften fungieren, ähnlich wie die Studienreform insgesamt zu einer Revision vertrauter Ansätze und traditioneller Methoden führen könnte. Charakteristisch für die Kulturwissenschaft sei, so halten Hartmut Böhme und Klaus R. Scherpe fest,

„dass sie eine Form der Moderation, ein Medium der Verständigung, eine Art Kunst der Multiperspektivität darstelle, um die heterogenen, hoch spezialisierten, gegeneinander abgeschotteten Ergebnisse der Wissenschaften zu ‚dialogisieren‘, auf strukturelle Gemeinsamkeiten hin transparent zu machen, auf langfristige Trends hin zu befragen, disziplinäre Grenzen zu verflüssigen.“⁷

Der kulturwissenschaftlich-interdisziplinäre Ansatz kann zu einem Reflexions- und Steuerungsmedium für die Modernisierung der Geisteswissenschaften werden. Allerdings droht die kulturwissenschaftliche Dialogizität die Wissenschaftslandschaft auch zu zersplittern. Wolfgang Frühwald, Hans Robert Jauß, Reinhart Koselleck, Jürgen Mittelstraß und Burkhard Steinwachs gehen in ihrem Forschungsbericht zu Beginn der neunziger Jahre davon aus,⁸ dass die gleichwohl begrüßten kulturwissenschaftlichen Tendenzen nicht zu einer neuen Einheit in der akademischen Landschaft führen, sondern eher eine Heterogenisierung des Wissens zur Folge haben.⁹

Im Augenblick wird verstärkt – auch um dieser Zersplitterung entgegenzuwirken – nach Vermittlungsmöglichkeiten zwischen einzelnen Fächern und der interdisziplinären Perspektive gesucht. Die Philologien übernehmen kulturwissenschaftliche Themenstellungen in die vertrauten Profile und vernetzen sie mit bestehenden methodologischen Verfahren. Gefordert wird eine literaturwissenschaftliche Kulturwissenschaft,¹⁰ die das herrschende Profil sowie die Wissenschaftsgeschichte der Disziplinen berücksichtigt und die ausdifferenzierten Lektürepraktiken nicht verspielt. Manfred Engel beispielsweise schlägt vor, die Kulturwissenschaften im Sinne eines methodologischen Baukastenprinzips in die Li-

teraturwissenschaft zu integrieren, genauer: den von ihm bevorzugten anthropologischen Ansatz für die konkrete Textarbeit zu operationalisieren.¹¹ Die Kulturwissenschaften könnten auf diese Weise an literaturwissenschaftliche Verfahren angeschlossen werden, zumal gewisse Affinitäten zur etablierten Sozialgeschichte auszumachen sind.¹² Allerdings könnte diesem Versuch entgegen gehalten werden, dass die kulturwissenschaftlichen Ansätze einen völlig neuartigen Umgang mit Literatur einfordern und deshalb nicht lediglich eine Methode neben anderen sind.

Auch wenn die kulturwissenschaftlichen Positionen in diesem Sinne disziplinär organisiert werden, geben sie ihren grundlegend interdisziplinären Charakter nicht auf. Denn die einzelnen Fächer orientieren sich mit ihrer kulturwissenschaftlichen Ausrichtung unweigerlich an kulturtheoretischen Texten, die aus anderen Disziplinen stammen. Jedes Fach entwirft eine eigene Assemblage von Theorien, wobei es zu regen Ex- und Importen kommt.¹³ So scheint beispielsweise die Romanistik insbesondere an dem Geertz'schen Modell sowie anthropologischen Theoremen interessiert, die die kulturellen Äußerungen als Selbstaussagen einer Gesellschaft verstehen.¹⁴ Selbige rekurrieren jedoch auch auf Pierre Bourdieu, der in der Geschichtswissenschaft ebenfalls rezipiert wird, sowie auf die Memoria-Theorie,¹⁵ die auch in der Germanistik eine Rolle spielt. Die Anglistik bezieht sich eher auf die *Cultural Studies* und den *New Historicism* von Stephen Greenblatt,¹⁶ den jedoch die Germanistik ebenfalls mit Nachdruck diskutiert.¹⁷ Diese Interdisziplinarität setzt sich innerhalb der einzelnen Theorien fort, wenn beispielsweise die Ethnologie und die Geschichtswissenschaft im Zuge des linguistic turn auf literaturwissenschaftliches Wissen zurückgreifen. Die Metahistory von Hayden White betont, ähnlich wie der *New Historicism*, die Narrativität, die ästhetische Verfasstheit wissenschaftlicher Texte;¹⁸ die *Gender- wie Postcolonial Studies* verklammern rhetorische Operationen mit psychischen Prozessen, und die Ethnologie spricht von einer «writing culture» und erklärt den Ethnologen zum Erzähler.¹⁹ Die Kulturwissenschaften führen also unweigerlich zu einer interdisziplinären Ausrichtung des Wissens und sensibilisieren für eine kritische Reflexion disziplinärer Setzungen, die zwar über legitimierende Traditionen verfügen, wissenschaftliche Gegenstände jedoch auch künstlich parzellieren oder konstruieren und vielfach mit überkommenen gesellschaftlichen Ideologemen vernetzt sind, wie sich insbesondere im Bereich der Nationalphilologien zeigt. Es sind immer auch andere Konstellationen von Wissen denkbar – eine Bedrohung zwar für die Wissenstraditionen, nicht jedoch für das Wissen selbst.

Führen die BA-/MA-Studiengänge also Fächer mit unterschiedlichen Wissenskulturen zusammen, so stellen die vielfältigen kulturwissenschaftlichen Positionen – *Gender Studies* wie *Postcolonial Studies*, der *New Historicism* wie die Kulturosoziologie und die Kulturpoetik – das theoretische und methodische Rüstzeug bereit, um diese pragmatischen «Ehen» in wissenschaftlich-inhaltlicher Hinsicht zu bewältigen. Dass die Kulturwissenschaften auch in der Lehre ihren Ort finden können, zeigt sich nicht zuletzt in den neu konzipierten Reihen der Verlage, welche auch Studienbücher zu *Postcolonial* und *Gender Studies* herausgeben. Wünschenswert wäre es also, wenn die Etablierung der neuen Studiengänge zu einer Reflexion über die Disziplinengrenzen führte und die Möglichkeiten, die insbesondere die MA-Studiengänge bieten, nämlich Wissen neu zu organisieren, genutzt würden.

Entpolitisierung und Kulturkritik

Die *Cultural Studies* entstehen bekanntlich in den sechziger Jahren in England, erobern in den achtziger Jahren die amerikanische Universitätslandschaft und haben sich inzwischen in Australien, Kanada und den Niederlanden durchgesetzt.²⁰ Diese Internationalisierung wurde hartnäckig von dem Vorwurf der Entpolitisierung begleitet, da sich die *Cultural Studies* in Großbritannien dezidiert als interventionistische Wissenschaft begriffen hatten. Es ging darum, «kritisches Wissen zu produzieren, das Interventionen und Veränderungen ermöglicht»,²¹ wobei sich die Auffassung, was unter Kritik zu verstehen sei, im Zuge der Globalisierung und der postmodernen Heterogenisierung des Wissens modifiziert hat. Die *Birmingham School* entwickelte ihre kritische Methode zunächst an der Auseinandersetzung mit Marx, verabschiedete zunehmend monokausale ökonomische Erklärungsmuster und berücksichtigt inzwischen neben der zentralen Kategorie Klasse geschlechtliche und ethnische Determinanten. Die *Cultural Studies* setzen mit ihrer Kritik möglichst konkret bei oft sehr gewöhnlichen Problemen und Ungleichheiten an und rücken die Beschneidung alltäglicher Handlungsmöglichkeiten und Handlungsfähigkeiten in den Mittelpunkt. Ursachen können hier ökonomischer Art sein, aber auch anderer Art, wie etwa einschränkende Diskurse oder Konstruktionen von Wirklichkeit. *Cultural Studies* haben damit die Perspektive einer multidimensionalen Kritik eingebracht, um umfassende Machtgefüge in ihrer Komplexität besser fassen zu können.²²

Die Übernahme des Ansatzes in das amerikanische Universitätssystem wurde von Seiten der englischen ForscherInnen jedoch beargwöhnt und eine Verflachung des kritischen Potentials befürchtet. Stuart Hall zum Beispiel weist darauf hin, dass die Internationalisierung der *Cultural Studies* eine «Tendenz enthält, diese politische Seite zu unterminieren».²³ Das amerikanische Feld sei extrem heterogen und werde hoch subventioniert, so dass die *Cultural Studies* den «Charakter des akademischen Raums an[nehmen], in dem sie operieren müssen».²⁴

In Deutschland scheint sich das gegenwärtige akademische Feld mit einer kritischen Wissenschaft schwer zu tun, auch wenn um 1900, mit der Entstehung der Kulturphilosophie und der Soziologie, Wissenschaft und Kritik durchaus vereinbar schienen. Georg Simmel, der Soziologe der Moderne, spricht von einer Tragödie der Kultur, weil die grassierende Arbeitsteiligkeit einen konstruktiven, Kultur schaffenden Bezug zwischen Subjekt und Objekt nicht mehr zulasse.²⁵ Auch Sigmund Freuds Schriften und Max Webers Mentalitätsanalysen lassen sich aus einem bestimmten Blickwinkel als Kulturkritik lesen,²⁶ wie sie die Sozialgeschichte und die marxistische Literaturwissenschaft der siebziger Jahre ebenfalls geleistet haben. In der zeitgenössischen Wissenschaft jedoch haben kritische Ansätze wie die Diskursanalyse, die *Postcolonial* und *Gender Studies* immer noch mit dem Vorwurf einer «interessierten» Wissenschaft zu kämpfen. Immer noch wird das Argument ideologischer Verblendung ins Feld geführt, nicht überall, jedoch hartnäckig, obgleich Theoretiker wie Edward Said sehr deutlich gemacht haben, dass Wissenschaft unweigerlich mit hegemonialer Macht verknüpft ist und nie dasjenige «interesselose Wohlgefallen» einlösen kann, von dem sie träumt.²⁷ In Deutschland besitzen bestimmte kulturwissenschaftliche Positionen also bereits deshalb politische und wissenschaftsgeschichtliche Sprengkraft, weil sie mit dem «Ideal» wissenschaftlicher Objektivität brechen. Zudem sind diese Ansätze meist auch inhaltlich auf Kulturkritik angelegt, denn eine gemeinsame Tendenz scheint darin zu bestehen, mit der Vorstellung ästhetischer Autonomie aufzuräu-

men und Artefakte an soziale Prozesse zurück zu binden. Eine kulturwissenschaftliche Perspektive fokussiert kulturelle Mechanismen des Aus- und Ein-schlusses sowie hierarchisierende Symbolbildungen, reflektiert also die Verknüpfungen von kulturellen Repräsentationen und Machtinteressen, wie sie auch in literarischen Texten zum Ausdruck kommen.²⁸ Die *Gender Studies* formulieren entsprechend eine Kritik an den jeweils herrschenden Geschlechterhierarchien, die *Postcolonial Studies* und die *Cultural Studies* eine Kritik an (nationalen) Identitätsbildungen, der *New Historicism* wie die Diskursanalyse eine Kritik der Macht etc. Allerdings berücksichtigen die kulturwissenschaftlichen Modelle meist auch den affirmativen Aspekt von Kunst, denn das ästhetische Artefakt nimmt notwendigerweise an den herrschenden Ordnungen teil und stabilisiert die Machtverteilungen im kulturellen Raum, wie auch Michel Foucault in seinen späteren Schriften betont. Die Kulturwissenschaften bearbeiten also sowohl «die Ausprägungsformen der Kultur – als auch ihr mögliches Misslingen in den destruktiven Potentialen, die ihr innewohnen. Der Begriff der «Kulturwissenschaften» beinhaltet seit Simmel nicht nur die Erforschung der Formen einer Kultur, sondern auch eine kritische Distanz zu ihnen.»²⁹ Diese kritische Dimension kulturwissenschaftlicher Ansätze könnte als Widerlager zu der Verschulung begriffen werden, die die neuen Studiengänge vielfach mit sich bringen. Dann konterkarierte der wissenschaftliche Inhalt, weil er kritische Mündigkeit vermittelte, die Form der BA- und MA-Studiengänge.

Rekanonisierung und die Revision des Nationalkanons

Zu vermuten ist, dass die neuen Studienformen aufgrund des komprimierten Wissens zu einer Re-Kanonisierung tendieren, dass also wieder auf große Autoren, etablierte Gattungslehren etc. zurückgegriffen wird und die Grenzen der Nationalphilologien aufrechterhalten bleiben. Damit entwickeln sich die BA- und MA-Module konträr zu neueren Forschungstendenzen, die – auch auf den Spuren der *Cultural Studies* – den Kanonbegriff, den Nationaldiskurs und die Nationalphilologien in Frage stellen. Die *Gender*, *Postcolonial* und *Cultural Studies* arbeiten nachdrücklich an einer Revision des etablierten Kanons, der immer noch, auch wenn er einen massiven Geltungsverlust zu beklagen hat, auf weiße eurozentrische Männlichkeit und eine daran ausgerichtete ästhetische Norm zugeschnitten ist.

Der Kanon stellt insgesamt ein wichtiges Instrumentarium gesellschaftlicher Macht- und Distinktionsverfahren dar, ermöglicht Elitebildungen und Identitätskonstruktionen.³⁰ Er stellt als autorisiertes Wissen kulturelles Kapital bereit, lässt «an herrschenden Lebensstilen [...] partizipieren» und bildet «Formen sozialer Distinktion heraus [...], die gesellschaftliche Einfluss- und Machtsphären symbolisch markieren».³¹ Seit den neunziger Jahren besitzt die Debatte um den Kanon eine «gesteigerte kulturpolitische Aktualität»,³² indem vor allem sein Eurozentrismus in Frage gestellt wird, ausgehend von drei Einsichten:

- (1) die in den lebenswichtigen Zusammenhang von kultureller Überlieferung und kollektiver Identität, (2) die in die Vielheit, Verschiedenheit und gegenseitige Ausschließlichkeit kultureller Identitäten und (3) die in die Entwertung weiblicher Kulturpotentiale durch männliche Dominanz sowie in die Zerstörung indigener Traditionen durch koloniale Herrschaft.³³

In den Blick rückt, dass die im Kanon gesicherte Literatur als kulturelle Identitätskonstruktion ein «Medium geschlechts- und schichtenspezifischer Sozialisa-

tion»³⁴ ist. Kanonbildung habe, so Aleida Assmann, unmittelbare Konsequenzen für Lebenspraktiken und Selbstbilder. Zu dieser Befragung des Kanons gehört, dass der Begriff der Nationalliteratur, der über drei Jahrhunderte mit dem Kanon eng assoziiert war, einer kritischen Revision unterzogen wird. Gisela Brinker-Gabler beispielsweise entwickelt Richtlinien für einen Kanon jenseits der Nationalität, indem sie Identität nicht aus nationalen Zuordnungen ableitet, sondern aus einer gemeinsamen politischen Praxis, aus dem Status als «Bürger», über den unterschiedliche ethnische Gruppen verfügen. An die Stelle einer nationalen Kultur tritt damit eine politische, an die Stelle eines xenophobischen Nationalismus ein «konstitutioneller Patriotismus».³⁵ Ein Kanon, der diesen Partizipationsregeln folgt, repräsentiert diverse ethnische Kulturen: «Eine postnationale radikale Politik der Differenz mit Rücksicht auf «andere Orte subalternen Bedeutung» wird anstelle einer Vielfalt die Vielfalt verschiedener paralleler Traditionen setzen.»³⁶ Zugleich müssen diejenigen ästhetischen Wertmaßstäbe überwunden werden, die die ausgrenzenden Kanones legitimieren – vor dem Hintergrund der männlichen weißen Stilmorm erscheinen weibliche und ethnisch markierte Texte vielfach als «schlecht», als ästhetisch indiskutabel.³⁷ Die *Postcolonial Studies* arbeiten entsprechend an einer «Provinzialisierung» des europäischen Kanons, den erst der nationalistische Imperialismus universal werden ließ, sowie an der Öffnung des Kanons für die Artikulationsformen marginalisierter Gruppen. Wollen die neuen Studiengänge den Anschluss an die Forschung nicht verlieren (und das ist ihnen nicht zu wünschen), so müsste trotz eines komprimierten Stundenplans nicht nur hochkulturelle kanonisierte Literatur gelesen werden, sondern gemäß dem kulturwissenschaftlichen Interesse an Migrations- und Minoritätenliteraturen auch exkludierte Literatur, die für den etablierten Nationalkanon nicht repräsentativ ist.

Die kulturwissenschaftlichen Ansätze lösen also einen national orientierten Literaturbegriff auf und beschäftigen sich zunehmend mit Ausdrucksformen von Minoritäten. In den letzten Jahren hat man begonnen, die deutsche Imperial- und Kolonialgeschichte,³⁸ die Migrationsliteratur³⁹ sowie die rassistischen Diskurse vor und nach dem Holocaust aufzuarbeiten.⁴⁰ Die deutsche (Literatur-)Wissenschaft kann also von den Kulturwissenschaften in hohem Maße profitieren, weil diese als Reflexionsinstanz einen kritischen Blick auf die eigene Wissenschaftsgeschichte und ihre blinden Flecke erlauben. In den neuen Studiengängen müsste zumindest eine Reflexion über Kanonisierungsprozesse und eine partielle Auseinandersetzung mit exkludierten Literaturen möglich sein.

Führen die neuen Studiengänge im Idealfalle dazu, dass die akademische Wissenslandschaft, zumindest in Ansätzen, neu konfiguriert wird, so bieten sich die kulturwissenschaftlichen Modelle in hohem Maße an, um eine attraktive, kritische, theoretisch fundierte und methodisch präzise Lehre zu gestalten, die an aktuelle Forschungstendenzen anschließt. Auch die Lehrerbildung, die sich – methodisch gesehen – in den Literaturwissenschaften noch vielfach auf dem Niveau der hermeneutischen Werkimmanenz bewegt, könnte von dieser Innovation profitieren, zumal die *Cultural Studies* immer schon an Bildung und Medien interessiert waren, also die vielfach eingeforderte Medienkompetenz vermitteln. Die frühe Untersuchung *The Popular Arts* von Paddy Whannel und Stuart Hall⁴¹ zum Beispiel wertet Genres wie den Film und den Jazz auf – Genres, die eine konservative Schulpolitik ausgeschlossen, ja diffamiert hatte. Diese populären Ausdrucks-

formen, die auch die einflussreiche Frankfurter Schule als Bestandteil einer manipulativen Konsumindustrie abgewertet hatte, sollten – so die Forderung der beiden Autoren – in den Bildungsprozess integriert werden mit dem Ziel eines kreativ-didaktischen Umgangs mit Massenkultur, wie sie den Alltag der Schülerinnen und Schüler dominiert. Die *Cultural Studies* stellen also auch das Instrumentarium für eine anspruchsvolle Medienanalyse bereit, die in der akademischen Ausbildung unerlässlich ist und durchaus auch von den Literaturwissenschaften (die bekanntlich Zeichen lesen) vermittelt werden könnte.

Was die Fusion vieler neuer Studiengänge mit den Kulturwissenschaften möglicherweise erschwert, ist der Umstand, dass diese Neuorganisation des Wissens zum Teil noch in den Kinderschuhen steckt und an seiner theoretischen Rahmung, anders als in der Literaturtheorie, noch gearbeitet wird. Die kulturwissenschaftlichen Modelle bleiben an manchen Stellen hinter der Präzision literaturtheoretischer Positionen zurück, und zwar auch deshalb, weil die Leistung des neuen Paradigmas eher darin zu bestehen scheint, Lektürepraktiken zu erweitern und zu modifizieren. Möglicherweise erfolgt eine strengere theoretische Präzisierung erst nach der Erprobung dessen, was kulturwissenschaftliche Lektüren an Innovationen mit sich bringen. Heinz Dieter Kittsteiner hält fest: «Die Legitimität der Kulturwissenschaften bemisst sich weniger an ihrer theoretisch-stringenten Konzeption, sondern daran, dass sie mit ihren spezifischen Zugriffen am Material etwas leisten.»⁴² Für die Implementierung der Kulturwissenschaften in die Lehre mag dieser experimentelle Status ein Problem darstellen.

Gleichwohl bieten die Kulturwissenschaften Lösungen für einige der Probleme, die die neuen Studiengänge aufwerfen. Die *Cultural Studies* wie die kulturwissenschaftlichen Ansätze aus Deutschland und Frankreich, die Kulturpoetik Foucaults, die Soziologie Bourdieus, die Luhmann'sche Systemtheorie etc., eröffnen zahlreiche Möglichkeiten für interdisziplinäre Forschungsprojekte sowie deren theoretische und methodische Fundierung. Zudem konterkariert das kritische Wissen, das beispielsweise *Postcolonial* und *Gender Studies* bereitstellen, die Verschulungstendenzen in den neuen Studiengängen. Werden kulturwissenschaftliche Positionen berücksichtigt, so wäre garantiert, dass die Verdichtung des Lehrstoffes keine Komplexitätsreduktion bedeutet und vor die Methoden-Pluralisierung seit den sechziger Jahren zurückfällt.

Anmerkungen

- 1 Vgl. *Kerncurriculum BA-Germanistik. Chancen und Grenzen des Bologna-Prozesses*, hg. v. Georg Mein, Bielefeld 2006, S. 75–76.
- 2 Zu einer Abgrenzung der sich vielfach überschneidenden Ansätze, vgl. Claudia Benthien, Hans Rudolf Velten, «Cultural Studies», in: *Gender@Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien*, hg. v. Christina von Braun u. Inge Stephan, Köln/Weimar/Wien 2005, S. 345–366, hier S. 346–347. Sie betonen das interventionistische Interesse der *Cultural Studies*, die soziale und politische Orientierung sowie den Fokus auf Gegenwartskultur.
- 3 *Die Cultural Studies Kontroverse*, hg. v. Andreas Hepp u. Carsten Winter, Lüneburg 2003, S. 9.
- 4 Ebd., S. 12.
- 5 Vgl. unter anderem Wilhelm Voßkamp, «Die Gegenstände der Literaturwissenschaft und ihre Einbindung in die Kulturwissenschaften», in: *Schiller Jahrbuch 17*, 1998, S. 503–507; ebenso die hier dargestellte gesamte Diskussion.
- 6 Vgl. dazu *New Historicism. Literaturgeschichte als Poetik der Kultur*, hg. v. Moritz Baßler, Frankfurt am Main 1995, S. 7–28.
- 7 *Literatur und Kulturwissenschaften. Positionen, Theorien, Modelle*, hg. v. Hartmut Böhme u. Klaus R. Scherpe, Reinbek bei Hamburg 1996, S. 12.
- 8 Wolfgang Frühwald, Hans Robert Jauß, Reinhart Koselleck, Jürgen Mittelstraß, Burkhard Steinwachs, *Geisteswissenschaften heute*, Frankfurt am Main 1991.
- 9 Vgl. Böhme/Scherpe 1996 (wie Anm. 7), S. 8–9.
- 10 Vgl. dazu auch Franziska Schößler, *Literaturwissenschaft als Kulturwissenschaft. Eine Einführung*, Tübingen 2006.
- 11 Manfred Engel, «Kulturwissenschaft/en – Literaturwissenschaft als Kulturwissenschaft – kulturgeschichtliche Literaturwissenschaft», in: *KulturPoetik. Zeitschrift für kulturgeschichtliche Literaturwissenschaft*, 2001, Heft 1, S. 8–36, hier S. 35.
- 12 *Nach der Sozialgeschichte. Konzepte für eine Literaturwissenschaft zwischen Historischer Anthropologie, Kulturgeschichte und Medientheorie*, hg. v. Martin Huber u. Gerhard Lauer, Tübingen 2000.
- 13 *Kulturwissenschaft Interdisziplinär*, hg. v. Klaus Stierstorfer u. Laurenz Volkmann, Tübingen 2005.
- 14 Vgl. dazu auch *Kultur als Text. Die anthropologische Wende in der Literaturwissenschaft*, hg. v. Doris Bachmann-Medick, Frankfurt am Main 1996.
- 15 Klaus Peter Walter, «Kulturwissenschaft: Romanistik», in: Stierstorfer/Volkmann 2005 (wie Anm. 13), S. 151–172.
- 16 Jürgen Kramer, «Kulturwissenschaft: Anglistik/Amerikanistik», in: Stierstorfer/Volkmann 2005 (wie Anm. 13), S. 173–192.
- 17 *Verhandlungen mit dem New Historicism. Das Text-Kontext-Problem in der Literaturwissenschaft*, hg. v. Jürg Glauser u. Annegret Heitmann, Würzburg 1999.
- 18 Hayden White, *Metahistory. Die historische Einbildungskraft im 19. Jahrhundert in Europa*, Frankfurt am Main 1991.
- 19 *Writing Culture. The Poetics and Politics of Ethnography*, hg. v. James Clifford u. George E. Marcus, Berkeley/Los Angeles/London 1986.
- 20 Vgl. Andreas Hepp, *Cultural Studies und Medienanalyse*, Opladen/Wiesbaden 1999, S. 91–92; ebenso den Sammelband *The Contemporary Study of Culture*, hg. v. Internationalem Forschungszentrum Kulturwissenschaften, Wien 1999. Hepp versucht darin eine Fusion der *Cultural Studies* mit den Kulturwissenschaften, ohne die Unterschiede zu dissimulieren.
- 21 Hepp/Winter 2003 (wie Anm. 3), S. 11.
- 22 Ebd., S. 22.
- 23 Stuart Hall, «Das theoretische Vermächtnis der Cultural Studies», in: ders., *Cultural Studies. Ein politisches Theorieprojekt. Ausgewählte Schriften*, Hamburg 2000, Bd. 3, S. 34–51, hier S. 49; ebenso Stuart Hall, «Cultural Studies und die Politik der Internationalisierung», in: ebd., S. 137–157, hier S. 140.
- 24 Ebd., S. 142.
- 25 Georg Simmel, «Der Begriff und die Tragödie der Kultur», in: ders., *Philosophische Kultur. Über das Abenteuer, die Geschlechter und die Krise der Moderne*, Berlin 1983, S. 195–219.
- 26 Vgl. Schößler 2006 (wie Anm. 10), S. 18–22 und S. 22–27.
- 27 Edward W. Said, *Orientalismus*, Frankfurt am Main/Berlin/Wien 1981, S. 10–11.
- 28 Doris Bachmann-Medick, «Literatur – ein Vernetzungswerk. Kulturwissenschaftliche Analysen in den Literaturwissenschaften», in: *Kulturwissenschaft. Felder einer Prozess orientierten wissenschaftlichen Praxis*, hg. v. Heide Appelmeyer u. Elfriede Billmann-Mahecha, Weilerswist 2001, S. 215–239, hier S. 231.
- 29 *Was sind Kulturwissenschaften? 13 Antworten*, hg. v. Heinz Dieter Kittsteiner, München 2004, S. 8.
- 30 Aleida Assmann, «Kanonforschung als Provokation der Literaturwissenschaft», in: *Kanon Macht Kultur. Theoretische, historische und soziale Aspekte ästhetischer Kanonbildung*, hg. v. Renate von Heydebrand, Stuttgart 1998, S. 47–59, hier S. 50.
- 31 Hermann Korte, «Historische Kanonforschung und Verfahren der Textauswahl», in: *Grundzüge der Literaturdidaktik*, hg. v. dems. u. Klaus-Michael Bogdal, München 2002, S. 61–77, hier S. 63.

- 32** Assmann 1998 (wie Anm. 30), S. 47.
- 33** Ebd., S. 48.
- 34** Ebd., S. 53.
- 35** Gisela Brinker-Gabler, «Vom nationalen Kanon zur postnationalen Konstellation», in: von Heydebrand 1998 (wie Anm. 30), S. 78–96, hier S. 92.
- 36** Ebd., S. 94.
- 37** Vgl. Renate von Heydebrand, «Kanon Macht Kultur – Versuch einer Zusammenfassung», in: dies. 1998 (wie Anm. 30), S. 612–626, hier S. 613–614.
- 38** Herbert Uerlings, *«Ich bin von niedriger Rasse». (Post-)Kolonialismus und Geschlechterdifferenz in der deutschen Literatur*, Köln/Weimar/Wien 2006; *Mit Deutschland um die Welt. Eine Kulturgeschichte des Fremden in der Kolonialzeit*, hg. v. Alexander Honold u. Klaus R. Scherpe, Stuttgart/Weimar 2004; Susanne M. Zantop, *Kolonialphantasien im vorkolonialen Deutschland (1770–1870)*, Berlin 1999 (amerikanische Originalausgabe: *Colonial Fantasies: Conquest, Family, and Nation in Precolonial Germany (1770–1870)*, Chapel Hill 1997); Sara Friedrichsmeyer, Sara Lennox, Susanne Zantop, *The Imperialist Imagination. German Colonialism and Its Legacy*, Ann Arbor 1998.
- 39** *Literatur und Migration. Text und Kritik*. Sonderband, hg. v. Heinz Ludwig Arnold, München 2006.
- 40** Matthias N. Lorenz, *Auschwitz drängt uns auf einen Fleck. Judendarstellung und Auschwitzdiskurs bei Martin Walser*, Stuttgart/Weimar 2005.
- 41** Stuart Hall, Paddy Whannel, *The Popular Arts*, London u.a. 1964.
- 42** Kittsteiner 2004 (wie Anm. 29), S. 22.



Matthias, 20, Anglistik, Politikwissenschaft

«Ich halte von dem neuen Studiensystem nichts, weil das nur ein Versuch ist, möglichst viele Studenten in kurzer Zeit durch die Unis zu dreschen, um sie in die freie Wirtschaft zu bringen.»